RAFIK SCHAMI
Mein Sternzeichen ist der Regenbogen
HANSER

Leseprobe

Das Buch

Ob die Geschichten in Heidelberg, München oder Damaskus spielen, ob es um Geheimnisse, Reisen oder missglückte Geburtstage geht, überall wartet eine Überraschung: Da ist der Liebhaber, der zum Messer greift, als er die Geliebte in den Armen ihres Ehemannes sieht; eine Kreuzfahrt, bei der alle Männer ihr Geschlechtsteil verlieren; ein Klassentreffen mit Verstorbenen. In seinem unverwechselbaren Ton erzählt Rafik Schami von selbst Erlebtem und Gehörtem, von deutschen Lebenslügen und Emigranten, die vor Sehnsucht nach der Heimat den Verstand verlieren. Auch im tiefsten Ernst verlässt ihn nie der Humor, denn das Lachen ist, wie Schami schreibt, »der beste Schmuggler für Gedanken«.

Der Autor

Rafik Schami wurde 1946 in Damaskus geboren und lebt seit 1971 in Deutschland. 1979 promovierte er im Fach Chemie. Sein umfangreiches Werk wurde in 33 Sprachen übersetzt und mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, so u. a. mit dem Hermann-Hesse-Preis, dem Nelly-Sachs-Preis, dem Preis »Gegen Vergessen – Für Demokratie« und dem Gustav-Heinemann-Friedenspreis. Zuletzt erschien bei Hanser *Die geheime Mission des Kardinals* (Roman, 2019).

Rafik Schami. *Mein Sternzeichen ist der Regenbogen*
320 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book erhältlich. Erscheint am 26. Juli 2021

rafik-schami.de

HANSER

Oskar,
der kleine Prophet

Wenn Oskar sprach, kamen nur Lügen aus seinem Mund. Seine Mutter sagte, das sei bei ihm schon immer so gewesen, aber sie finde es nie langweilig, was er erzähle.

Sein Vater sagte gar nichts mehr dazu. Er wurde zornig, wenn Oskar zu erzählen begann und die Leute dann laut lachten.

Und wirklich log Oskar das Blaue vom Himmel herunter und Wolken in den klaren Sonnentag hinein. In seinen Geschichten nahmen Katzen in Timbuktu vor winzigen Mäusen Reißaus. In Honolulu flöteten zwei Affen Mozarts *Kleine Nachtmusik*. In Kanada fielen Schneeflocken, so groß wie Bratpfannen. Und auf Hawaii backten Bäcker eine Nussecke mit den Ausmaßen eines Fußballstadions.

Als er von diesem leckeren Feingebäck schwärmte, wollte ein Nachbar ihn aufziehen: »Woher weißt du das denn? Warst du etwa auch zu dieser gewaltigen Nussecke eingeladen?«

»Ja, und hier hab ich noch ein kleines Stück davon«, erwiderte Oskar frech, zog eine Papiertüte aus der Tasche und warf sie dem Nachbarn zu. Und wirklich war ein Stück Nussecke in der Tüte. Auf der Tüte stand: *Konditorei Hawaii*, und in der ganzen Stadt gab es keine Konditorei mit diesem Namen. Nun lachten die Leute den Nachbarn und nicht Oskar aus.

Anders als die meisten Erwachsenen bewunderten ihn die Kinder maßlos. »Ja, der Oskar, der weiß Bescheid«, sagten sie, wenn sie irgendetwas von ihm wiedergaben – sei es eine

Geschichte über ferne Länder oder über eine Wundertat. Manche Erwachsene aber glaubten ihm kein Wort, nicht einmal, wenn er die Uhrzeit angab.

»Bald«, erzählte er eines Tages, »wird es Bonbons vom Himmel regnen, und die Kinder werden danach Durchfall bekommen.« Die Kinder schlürften beim Zuhören geräuschvoll ihren Speichel, aber die Eltern und Großeltern misstrauten seinen Worten. »Bisher sind nur schlechte Sachen vom Himmel gefallen, Bomben oder Hagel, aber keine Bonbons«, grummelte ein alter Mann. Er musste es wissen, er war über siebzig Jahre alt und hatte drei Kriege überlebt.

Doch ob man es glaubt oder nicht, eines schönen Sommertages flogen kleine, einmotorige Flugzeuge über die Stadt und warfen jede Menge Bonbons ab. Es war eine Werbeaktion für Staubsauger. Die Kinder stopften die Bonbons gierig in sich hinein, und danach bekamen viele von ihnen Durchfall. Die Staubsaugerfirma ging pleite. Ein paar Nachbarn konnten sich erinnern, dass Oskar es vorausgesagt hatte. Als sie ihn deswegen lobten, schien er sich darüber nicht besonders zu freuen. »Ich hab's eben gewusst«, sagte er fast unbeteiligt.

Und diese Nachbarn waren es auch, die ihm seine nächste Prophezeiung als Erste glaubten. Je älter er wurde, desto größer wurde das Kaliber seiner Behauptungen.

Mit vierzehn verkündete er an einem lauen Frühlingstag, dass ausgerechnet auf einem verödeten Platz am Stadtrand, wo im Sommer der heiße Staub nur so wirbelte und im Winter nichts als eine große Schlammpfütze war, etwas Großes entstehen werde. Er überredete zwei ihm zugeneigte Nachbarn, mit ihm dorthin zu gehen, und dann beschrieb er ihnen, wie es hier künftig aussehen würde.

»Hier«, rief er und hob die Hand zu einer ausladenden Geste, »wird ein Palast stehen, ein Theater mit gewaltigem

Eingang. Drinnen wird man in Samtsesseln sitzen und Schauspiel und Musik erleben, wie wir es noch nie gesehen oder gehört haben. Die besten Schauspieler und weltberühmte Musiker werden sich die Klinke in die Hand geben, und um das Theater herum wird ein neuer Stadtteil entstehen, ein Ort des Vergnügens.«

»Wenn das so ist, dann werden die Leute etwas zu essen brauchen, also wäre ein Restaurant keine schlechte Sache«, sagte der eine Nachbar; und er machte am Rande des staubigen Platzes ein Restaurant auf. Der andere richtete ein Café ein, zwei Wochen später eröffnete ein dritter einen Souvenirladen, ein vierter einen Supermarkt. Bald kamen ein Friseursalon und ein Blumenladen hinzu, und so gesellte sich ein Laden zum anderen, und immer mehr Leute besuchten aus reiner Neugier den Platz.

Allerdings begannen die Geschäftsinhaber langsam daran zu zweifeln, ob sich Oskars Geschichte jemals bewahrheiten würde. Deshalb waren sie zu den Kunden ganz besonders freundlich, damit sie wiederkämen. Schnell waren die Händler, Handwerker und Gastwirte dieses Platzes für ihre außergewöhnliche Freundlichkeit bekannt. Nach und nach entstanden auf dem gewaltigen Gelände Straßen und Gassen, von kleinen Buden und Kiosken gesäumt. Nur ein großes Feld im Norden blieb eingezäunt und unbebaut. Schon bald hatte man vergessen, weshalb man sich überhaupt hier angesiedelt hatte, und der Platz wurde zum beliebtesten Ort der Stadt.

Eines Tages rumpelten Bagger, Lastwagen und Bulldozer auf das Feld. Hunderte von Arbeitern schufteten rund um die Uhr und bauten fleißig ein riesiges Haus.

Zuerst wurde gemunkelt, es solle ein Parkhaus werden; allerdings sah die Fassade mit den gewaltigen Säulen aus Marmor nicht gerade danach aus. Doch bald erfuhr man: Das

Stadttheater sollte hier in einem Jahr seine erste Vorstellung geben, ein namhafter Musiker habe eine Sinfonie eigens für die Eröffnung komponiert.

Die Zeit verging wie im Fluge. Auf zahlreichen kleineren Baustellen bemühte man sich, noch vor dem großen Ereignis fertig zu werden: Hotels, Bars, ein Krankenhaus, eine Schule, ein Kindergarten, ein Sportplatz, ein Kino, Taxistände und Bushaltestellen wurden eine Woche vor der Theatereröffnung in Betrieb genommen. Eine prächtige Allee führte vom Ufer des Flusses zum Schauspielhaus. Und so sehr sich der Bürgermeister auch anstrengte, den Leuten klarzumachen, dass das neue Theater *Stadttheater* heiße, sie konnten sich mit dem Namen nicht anfreunden. Etliche erinnerten sich wieder an seine Prophezeiung und sprachen immer nur von *Oskars Theater*. Und auf alle Schilder und Wegweiser, auf denen in großen Buchstaben das Wort STADTTHEATER stand, sprayten Jugendliche mit roter Farbe Oskars Namen. Wenn ein Fremder nach dem Stadttheater fragte, so antworteten sie: »Ach, Sie meinen *Oskars Theater*, klar, das liegt am großen Platz. Sie können es nicht übersehen. Es ist das Gebäude mit dem prächtigen Eingang, der riesigen Treppe und den hellen Marmorsäulen.«

Oskar half weiterhin seinem Vater im Blumengeschäft, trug die Bestellungen aus und sparte jeden Cent von dem Trinkgeld, das er bekam.

Am Tag der Eröffnung fuhren Limousinen und Taxen vor. Elegante Leute stiegen laut lachend aus und schritten über die Marmortreppe ins Theater. Ein Mann im schwarzen Anzug kontrollierte ihre Karten und verneigte sich vor ihnen.

Keiner, nicht einmal der Bürgermeister, dachte an diesem Tag an Oskar und seine Prophezeiung.

Doch der zog sich fein an und ging erhobenen Hauptes

zum Theater. Er wusste, wie viel ein Platz in der Loge kosten würde. Als er gelassen am Schalter stand, eine Karte verlangte und das abgezählte Geld bereithielt, sagte der Mann hinter der Scheibe: »Es tut mir leid. Wir sind seit Tagen ausverkauft!«

Fassungslos schaute Oskar den Schaltermann an, aber der schüttelte nur unwirsch den Kopf und schnarrte: »Der Nächste bitte!«

Traurig flüsterte Oskar: »Aber ich habe euch doch erfunden.«

»Erfunden?«, fragte der Mann fast empört und überreichte dem Besucher hinter Oskar seine reservierte Karte. »Er hat uns erfunden, sagt der Bursche«, wiederholte er, und der Gast verstand überhaupt nichts, und es interessierte ihn auch nicht. Hauptsache, er hatte seine Karte.

Oskar ging davon. Allein stand er draußen in einer fernen Ecke und weinte leise.

Galgenhumor

Der arabische Diktator General Fusshami war, wie es bei Tyrannen nicht selten ist, schizophren. Er beleidigte jeden und machte sich über alle und alles lustig, war aber eine Mimose, wenn er selbst zur Zielscheibe der Satire wurde. Und üblicherweise lautete die Anklage dann: »Beleidigung des Vaterlandes im Auftrag Israels«. Von solchen Aufträgen haben die Israelis nie auch nur etwas geahnt.

Eines Tages erzählte ein Satiriker folgenden Witz: »Unser Land geht seit zehn Jahren durch eine Krise. Daher hat ein Berater dem Präsidenten vorgeschlagen, Amerika den Krieg zu erklären. Wir würden den Krieg verlieren, und dann würden die Amerikaner, wie sie das damals in Deutschland mit dem Marshallplan taten, unser Land wiederaufbauen. ›Aber was ist, wenn wir Amerika besiegen?‹, fragte der Präsident.«

Für diesen Witz wurde der Satiriker im Schnellverfahren zum Tode verurteilt, weil er, so die Presse, beim Verhör angeblich zugegeben habe, von Israel dafür bezahlt worden zu sein, den Vater der Nation zu beleidigen – und damit das ganze Volk.

Am Tage der Hinrichtung führte man den Verurteilten zur Galgenhalle. Er war überrascht, dass dort nicht nur der Gefängnisdirektor und einige Gefängnisoffiziere, sondern auch der Präsident persönlich sowie mehrere Generäle und hohe Offiziere anwesend waren. Als er jedoch bemerkte, dass sich auch der Sohn des Präsidenten, ein zwölfjähriger, blasser Junge, im Raum befand, war er vollends verblüfft. Der Junge

saß neben seinem Vater und wirkte desinteressiert, fast verloren.

Der Präsident rauchte genussvoll seine Havanna-Zigarre. »Der Verurteilte ist so mickrig«, sagte er zu seinem Vertrauten, dem Geheimdienstchef General Dassas, »der kann den Hunger meiner Hunde nicht einmal für eine Nacht stillen.« General Dassas kannte die deutschen Schäferhunde und Dobermänner, er fand die Bemerkung nicht sonderlich lustig, aber er wusste, dass der Präsident seine Geschmacklosigkeit als Witz verstanden wissen wollte. »Allerdings«, rief der Geheimdienstchef deshalb und lachte laut, was den Präsidenten sichtbar befriedigte.

»Und nun zu dir, Hurensohn«, forderte Diktator General Fusshami den Satiriker auf, der neben der Galgenschlinge stand, »wenn du es schaffst, einen Witz zu erzählen, der uns zum Lachen bringt, so werde ich dich begnadigen.«

Eine schwere Stille legte sich über den Raum. Der Satiriker begann:

»Ein Beamter ging zur letzten Wahl, bei der Sie, Herr Präsident, 99,99 % der Stimmen erhalten haben. Es gab, wie Sie wissen, zwei Wahlzettel, einen weißen mit einem grünen Ja darauf und einen schwarzen mit einem roten Nein. Der Beamte war verärgert über seinen Chef und stimmte daher mit Nein. Weil Zweifel ihn plagten, erzählte er zu Hause seiner Frau, dass er eine Neinstimme abgegeben hatte. Die Frau war entsetzt und begann zu weinen, weil sie befürchtete, dass ihr Mann nun entlassen würde. ›Und wer soll mich und die sechs Kinder ernähren?‹, fragte sie und schlug ihm vor, er solle zum Wahllokal gehen und dem Wahlleiter sagen, er habe leider die Zettel verwechselt und wolle nun seine Jastimme für den Präsidenten abgeben. Gesagt, getan. Der Mann eilte zum Wahllokal und besprach sein Problem leise mit dem Wahl-

lokalleiter. Dieser lächelte und klopfte dem Beamten auf den Rücken. ›Wir wussten, dass du anständig bist, deshalb haben wir deinen Fehler korrigiert, du kannst also ruhig schlafen, aber pass auf, dass dir so etwas nicht noch einmal passiert.‹«

Einige kicherten, der Sohn des Präsidenten lachte hell auf, aber als ihn eine schallende Ohrfeige seines Vaters traf, verstummte er abrupt und schaute so unbeteiligt in die Gegend, als hätte jemand anderer gelacht und die Ohrfeige bekommen. Der Diktator blieb steif. Er blickte um sich, und allen erstarrte das schüchterne Lächeln auf dem Gesicht.

»Ich verstehe den Witz nicht, und es lässt sich nicht klar feststellen, ob jemand außer meinem schwachsinnigen Buben gelacht hat. Ich gebe dir eine zweite Chance«, sagte der Diktator.

»Ich brauche ein Glas kaltes Wasser«, bat der Verurteilte. Seine Kehle fühlte sich an, als sei sie aus sprödem Holz.

Man brachte ihm kaltes Wasser.

»Die Geschichte, die ich nun erzähle, ereignete sich in einem fernen Land. Anders als unser Land, das als Vorbild für Freiheit und Demokratie gelten kann, wurde dieses Land diktatorisch regiert. Deshalb reisten auch keine europäischen Touristen dorthin. Zu uns kommen sie, um zu lernen, wie die Würde des Menschen respektiert wird, und zu bestaunen, welch hohes Maß an Freiheit und Demokratie bei uns herrscht. Nicht so in jenem elenden Land. Eines Morgens ging dort ein Geheimdienstler nach einem Streit mit seiner Schwiegermutter schlecht gelaunt aus dem Haus. Am liebsten hätte er sie als Spionin angezeigt, aber da seine schöne Frau an ihrer Mutter hing, kam das nicht wirklich in Frage.«

»Du bringst mich auf eine gute Idee«, rief ein General in der dritten Reihe, viele lachten. Der Präsident ärgerte sich. Er drehte sich um, und alle schwiegen.

»Der Mann vom Geheimdienst hielt kurz bei einem Straßenverkäufer an, der Poster mit verschiedenen Motiven feilbot: Bilder von Schauspielern, Tänzerinnen, Sängerinnen, von Jesus und dem Präsidenten. Der Händler nutzte den hohen Gartenzaun einer Behörde, um die Poster daran auszustellen und sie den Passanten anzupreisen. Der Geheimdienstler wunderte sich, dass das Jesus-Poster fünfzig Lira kostete, das Bild des Präsidenten dagegen nur fünf Lira. Empört fragte er: ›Was erlaubst du dir, unseren Helden und Landesvater für fünf und Jesus für fünfzig Lira anzubieten?‹ Er wollte den Verkäufer provozieren, indem er vom Präsidenten und nicht vom Poster des Präsidenten sprach. Die Passanten horchten auf. ›Reg dich nicht auf‹, antwortete der Händler, ›kreuzigt den Präsidenten, und ich verkaufe seine Plakate für hundert.‹«

Ein Lachen explodierte und verbreitete sich ungehemmt in der Halle. Besonders herzlich lachte der General der Luftwaffe, der direkt hinter dem Präsidenten saß. Der Präsident lachte als Einziger nicht. Er drehte sich um und schrie: »Nur Hurensöhne lachen bei solch einem geschmacklosen Witz.« Das war sein eigenes Todesurteil. Denn als er sich voller Empörung wieder dem Verurteilten am Galgen zuwandte, stand der General der Luftwaffe hinter ihm auf und erschoss den Präsidenten. »Niemand nennt meine Mutter eine Hure!«, schrie er. Der Geheimdienstchef, der neben dem Diktator saß, wollte seine Waffe ziehen, da traf ihn eine Kugel, die seine rechte Schläfe durchbohrte. Der Adjutant des Oberbefehlshabers der Luftwaffe hatte den Geheimdienstchef noch nie ausstehen können. Vier weitere hohe Offiziere der Luftwaffe zogen ebenfalls ihre Pistolen und riefen: »Der Diktator ist tot. Es lebe die Republik.«

»Waffen auf den Boden, an die Wand stellen und Hände an die Wand legen«, befahl der General der Luftwaffe der Menge.

Allem Anschein nach war er der Anführer einer Verschwörung. Er zückte sein Smartphone und wählte eine Nummer. »Der Hund ist tot… nein, nicht verfrüht. Die ganze Armee- und Geheimdienstleitung ist hier in meiner Gewalt … So eine Gelegenheit wäre so schnell nicht wiedergekommen … Ich weiß, ich weiß, aber wir kriegen das hin. Besetze mit deinen Spezialeinheiten umgehend den Rundfunk und gib das vereinbarte Kommuniqué durch. Es lebe die Republik!«

Er drehte sich zu seinem Adjutanten um. »Und du kümmere dich um den Bengel, bring ihn zu seiner Mutter. Sie sollen sofort aus dem Palast verschwinden. Ich werde dort einziehen«, sagte er und zeigte auf den Jungen, der totenblass in der Ecke stand und auf die Leiche seines Vaters starrte.

»Und du verlässt das Land innerhalb von drei Tagen«, wandte er sich an den Satiriker.

»Aber Herr Präsident. Ich brauche einen Monat, um all meine Sachen zu packen und Frau und Kinder sicher ins Ausland zu bringen.«

»Gut, dann nimm dir einen Monat und keinen Tag mehr«, sagte der neue Präsident.

Acht Wochen später wurde auch er weggeputscht. Der Satiriker lebte fortan arm, aber in Sicherheit in Schweden.

Die alte Frau und der eigenwillige Geist

Eine alte Witwe namens Amar lebte einst in der Nähe von Damaskus. Ihr Mann hatte ihr ein gut gehendes Textilgeschäft und neben dem schönen Haus mit großem Garten eine Menge Geld hinterlassen. Er war mit fünfunddreißig ganz plötzlich gestorben, und die Witwe wollte nie wieder mit einem anderen Mann zusammenleben.

Zunächst war Amar von Männern umschwärmt gewesen, zum einen ihrer Schönheit wegen, zum anderen weil sie wohlhabend war. Und das zog Schwindler, Hochstapler und andere Lügenbeutel an wie Honig die Wespen.

Amar aber lebte völlig zurückgezogen. Sie ließ sich vom Lebensmittelladen alles bringen, was sie brauchte, und da sie den Laufburschen immer ein großzügiges Trinkgeld gab, waren diese freundlich und zuverlässig. Und so war Amar sehr zufrieden.

Mit den Jahren aber verfiel das Haus, und der Garten verwilderte. Bis auf die Rosen. Mit Harke, Spaten und Schere pflegte sie hingebungsvoll ihre dreißig Rosenbüsche, und sie blühten prächtig. Der übrige Garten aber sah eher wie ein Urwald aus. Die Nachbarn belächelten die Frau, die weder irgendwohin auf Besuch ging noch jemanden zu sich einlud.

Doch je älter sie wurde, desto schwerer fiel ihr die Arbeit, sogar die Pflege der Rosen. Die Nachbarn begannen über die alte Frau zu lästern. Sie halte Reden für die Vögel und Ameisen und umarme in der Nacht die Bäume. Diese Behauptun-

gen entsprangen der Langeweile und Einsamkeit der Nachbarn. Sich dies einzugestehen, hatten sie aber nicht den Mut.

Eines Tages bemerkte Amar, dass eine Rose sehr litt. Ihre Knospen und die Blätter waren welk. Sie kannte den Grund. »Das ist der verdammte Topinambur«, sagte sie sich und griff zum Spaten, entschlossen, die Rosenwurzel von diesem Plagegeist zu befreien. Topinambur, eine Knollenpflanze mit gelben Herbstblumen, wuchert nämlich unterirdisch. Manche nennen sie verniedlichend »Jerusalem-Artischocke«. Die Knollen sind angeblich sehr gesund. Amar jedoch konnte sie nicht essen, sie bekam davon Blähungen. Die Wurzeln des Topinamburs, ähnlich wie die der Kartoffel, entzogen der Rose die Nahrung und schwächten sie dadurch.

Mit dem Spaten schaufelte Amar in stundenlanger Arbeit einen Trichter von drei Handbreit Tiefe um die Rose herum und befreite sie von den Knollen, die einen ganzen Eimer füllten.

Einen letzten Stich wollte sie noch machen, da stieß sie auf etwas Hartes. Sie kniete vor der Rose nieder und entfernte mit der Hand die Erde von dem festen Gegenstand. Langsam kam eine kleine Öllampe aus Messing zum Vorschein.

Amar nahm sie mit in die Küche. Dort spülte sie die Erdklumpen aus der Tülle. Dann wollte sie die Lampe polieren, um die Gravur vom Schmutz der Zeit zu befreien. Kaum hatte sie dreimal gerieben, stieg weißer Rauch aus der Tülle und füllte im Nu die Küche, um sich dann zu einer Gestalt zusammenzuziehen. Amar wäre vor Schreck fast umgefallen.

»Mein Gott«, flüsterte sie mit trockenem Mund, als das Gesicht der Wundergestalt sie sehr freundlich anschaute. »Wer bist du?«

»Ich bin der Flaschengeist, und ich erfülle dir all deine Wünsche, aber bitte grabe mich nicht wieder ein.«

»Wünsche? Ich habe keine Wünsche. Aber warum hat man dich eingegraben?«, erkundigte sich Amar. Die Angst wich von ihr. Der Geist hatte das Gesicht eines pausbackigen Kindes.

»Zweimal hat man mich eingegraben, das erste Mal, weil ich zu einer jungen Bäuerin gesagt habe, dass ich keine Lust hätte, ihre Wünsche zu erfüllen. Ich sollte ihre Schwiegermutter und ihren Mann erwürgen. Das war im Jahre 987. Da hat sie mich in einen tiefen Brunnen geworfen. Später hat mich ein Mann dort gefunden. Ich gab ihm den Rat, sich kein Gold zu wünschen, weil ihm das nur Unglück bringen würde. Er aber ließ nicht von seinem Wunsch ab. Und als das Unglück ihn ereilte, rächte er sich nicht an seiner Gier, sondern an mir und begrub mich in einem verlassenen Feld. Das war im Jahre 1630. Welches Jahr haben wir jetzt?«, fragte der Geist unvermittelt.

»1968«, sagte Amar und fühlte Mitleid mit dem armen Geist. »Und hier gibt es keine Felder mehr, hier steht inzwischen ein kleines Dorf.«

»Bitte grabe mich nicht wieder ein. Ich erfülle dir alle Wünsche und werde dir keinen Rat geben, der dir nicht gefällt«, versprach der Geist ängstlich.

»Du kannst sicher sein, dass ich dich nie wieder eingraben werde. Wie kann ich dir helfen?«, fragte Amar freundlich. »Hast du vielleicht Durst? Soll ich dir ein Brot mit Butter und Honig schmieren?«

»Was bist du für ein guter Mensch! Noch nie hat mich jemand gefragt, was ich mir wünsche. Ich brauche weder Essen noch Trinken, ich möchte nur bei dir bleiben.«

Und so blieb der Geist bei Amar, und die beiden unterhielten sich prächtig. In der Nacht aber, wenn Amar schlief, kümmerte sich der Geist um Haus und Garten. Es vergingen keine

drei Wochen, und alles erstrahlte in neuer Frische. Amar lachte und freute sich über die Rosen und das Gemüse und das reife Obst an den Bäumen. Die leuchtenden Farben des Hauses und die glänzenden Dachziegel blendeten die Passanten. Tagsüber freute sich der Geist wie ein Kind über Amars Geschichten, denn sie las viel und konnte wunderbar erzählen. Die Geschichten erweckten seine Neugier, die ja die Geburtshelferin der Klugheit ist. Bald fasste der Geist Mut. Und eines Abends fragte er Amar schüchtern: »Was ist der Mensch?«

Amar dachte eine Weile nach. »Man kann einen Menschen auf vielfältige Weise beschreiben. Nach all den Jahren habe ich sein Geheimnis begriffen. Der Mensch trägt die Geschichte der Erde und die Geschichte der Menschheit in sich. Von der Vereinigung eines Samens mit einer Eizelle bis zu seinem Tod. Bei der Vereinigung entsteht aus dem Samen und dem Ei ein lebendiges Wesen, ob es von der Hand Gottes oder von der Natur geleitet wird, sei dahingestellt. In nur neun Monaten, in den Epochen seines Werdens, durchläuft der Embryo, der Keim des Lebens, die Evolution, die Milliarden von Jahren gebraucht hat, um von der Amöbe bis zum Menschen zu gelangen. Bei seiner Geburt weint das Menschenkind, weil es Angst vor dem Tod hat, den es bereits voraussieht.

Im Laufe seines Lebens durchschreitet der Mensch die Geschichte der Menschheit. Das kleine Kind glaubt, es lebe bei einer allmächtigen Göttin, die sein Leben schützt. Bald erkennt es einen zweiten Gott an ihrer Seite. Beide beherrschen Licht und Dunkelheit, zaubern Wasser und Nahrung aus dem Nichts. Mit magischen Kräften befreien sie das Kind von Angst und Schmerz. Ihre Macht ist geheimnisvoll.

Später sieht der kleine Mensch, dass die beiden Götter gar keine sind, weil sie genau wie er kacken und weinen. Weil sie aber immer noch alles zu beherrschen und alles zu wissen

scheinen, werden sie für ihn zu Königen, die von Götterhand eingesetzt sind. Und der junge Mensch ist ihnen ergeben wie ein Sklave.

Doch es dauert nicht lange und der heranwachsende Mensch erfährt, dass auch er selbstständig handeln kann. Er entdeckt Dinge, die er für sich behält. Indem er Geheimnisse für sich bewahrt, trennt er sich von seinen Eltern. Das Geheimnis schenkt ihm Mauern, mit denen er seine innere Welt beschützt. Diese Lebensphase kann man republikanisch nennen. Der erwachsene Mensch kann rebellisch oder konservativ sein, doch es dauert nicht lang, und er sieht den Tod immer klarer vor sich, obwohl seine Augen schwächer werden. Manch einer wird dadurch weise und gibt sein Wissen weiter. Manch anderer aber wird gleichgültig. Er setzt sich hin und wartet auf den Tod. Ich jedoch gehe täglich hinaus und begrüße die Rosen, als wäre ich ein Mädchen von zwölf Jahren. Das mag der Tod nicht. Er schimpft mit mir und verkriecht sich, wenn ich ihm eine Rose entgegenhalte, aber ich weiß, eines Tages wird es ihm gelingen, mich von hinten einzufangen. Dann ist meine Stunde gekommen, und ich beginne, langsam wieder zur Amöbe zu werden. Der Tod symbolisiert die Vergänglichkeit des Lebens auf der Erde. Das ist sein Geheimnis. Danach ist es dunkel.«

»Und was wird dann aus mir?«, fragte der Geist etwas ängstlich.

»Du wirst für immer frei sein. Nach dem Verschwinden der Menschen bleiben nur die Tiere und Pflanzen. Die Erde erholt sich, und du kannst Millionen von Jahren ohne die lästigen Wünsche und Bestellungen der Menschen herumgeistern. Tiere sind sehr bescheiden. Sie wollen am liebsten in Ruhe gelassen werden, und das ist für dich nicht anstrengend, oder?«

Der Geist lachte so laut, dass beinahe der Putz von den Wänden fiel. Er umarmte Amar und tanzte mit ihr. Aber was heißt tanzen? Er wirbelte sie so durch die Luft, dass ihre Füße den Boden nicht mehr berührten. Das gefiel Amar sehr, und sie erinnerte sich an ihre Kindheit und Jugend, als sie so gerne getanzt hatte.

Je mehr Amar dem Geist erzählte, je häufiger sie seine Fragen zu beantworten suchte, desto mehr wuchs seine Neugier, und Amar freute sich, dass jemand an ihren Geschichten Interesse fand.

Von der Straße aus sahen die Leute Amar am Tisch in ihrer Küche sitzen und erzählen. Noch seltsamer war es für die Späher und Neugierigen, dass sie manchmal ganz für sich allein tanzte.

»Sie ist verrückt geworden«, vermuteten die einen.

»Sie ist eine Hexe«, vermuteten die anderen.

Zwei Polizisten, die auf eine Anzeige hin zu ihr kamen, sahen nur eine ruhige, höfliche und gastfreundliche Frau vor sich, die in einem gepflegten Haus mit bezauberndem Garten lebte.

»Haben Sie Feinde?«

»Nein, wieso? Ich habe einen sehr sympathischen Freund. Das reicht mir«, erwiderte sie. Nur sie konnte das Erröten des Geistes sehen.

Die Beamten tranken einen exzellenten Kaffee und genossen köstliche Butterkekse dazu. Die hatte der Geist in der besten Konditorei der Stadt besorgt, wo der Konditor seinen neuen Lehrling misstrauisch beäugte, weil er ihn schon so manches Mal beim Naschen erwischt hatte. Aber das ist eine andere Geschichte.

Die Polizisten entschuldigten sich für die Störung. Sie verließen Amar und fuhren geradewegs zu dem Rentner, der

Anzeige gegen sie erstattet hatte. Sie mahnten ihn, Amar in Ruhe zu lassen, er würde sich sonst wegen Verleumdung und übler Nachrede strafbar machen.

Die brennende Neugier der Nachbarn aber erfuhr dadurch keine Abkühlung. »Wie machen Sie das bloß, dass Ihr Haus und der Garten immer so frisch und gepflegt sind? Wie schaffen Sie das, so ganz allein?«, fragten die Laufburschen, die Amar die Lebensmittel brachten. Sie waren von den Nachbarn bestochen worden, die alte Frau auszuhorchen.

Amar lachte nur. Es blieb ihr Geheimnis.

Die Geheimnisse einer Leiche

Die Friseure in Deutschland erzählen wenig. Das Fließband hat auch in ihre Salons Einzug gehalten. Das Schweigen war sein Mitbringsel. In südlichen Ländern dagegen ist der Friseur nicht nur ein Gerüchteverbreiter, sondern auch, gelegentlich, ein exzellenter Erzähler.

Einen solchen habe ich zum Glück kennengelernt und die Atmosphäre seines Salons bis zu meiner Auswanderung fast zwölf Jahre lang genossen.

Mein Cousin Marcos war damals der beste Friseur im christlichen Viertel von Damaskus. Sein Salon war supermodern. Er selbst war höflich, elegant – und langweilig. Er sprach nie ein Wort.

Daher verließ ich ihn, als ich dreizehn wurde, und fand stattdessen ein altes, traditionelles Friseurgeschäft. Der Friseur hätte leicht den Preis der »krummen Schere« für die schlechtesten Haarschnitte der Welt bekommen, aber er konnte so gut erzählen wie der beste Hakawati im Kaffeehaus.

Heute nun, im Jahr 2020, muss ich Abbitte leisten, wenn ich die Frisuren der jungen Männer betrachte. Die hat mein alter Friseur schon in den Fünfzigerjahren zustande gebracht. Er war nur zur falschen Zeit am falschen Ort geboren.

Mit dem wackligen Stuhl, auf dem man als Kunde Platz nahm und an dem die Zeit seit Jahrzehnten zehrte, glich sein Laden ohnehin eher einem Kaffeehaus. Aber er war oft bis zur Tür besetzt mit wartenden Kunden, die es alle nicht eilig zu haben schienen, ich bald auch nicht mehr.

Eines Tages, im Winter 1962, ich war damals sechzehn, suchte ich ihn auf, weil es mir schlecht ging. Mein bester Freund war, gerade fünfzehn Jahr alt, durch einen Stromschlag ums Leben gekommen. Meine Freundin war zwei Wochen zuvor mit siebzehn zwangsverheiratet worden. Die Welt wurde eng für mich. Ich lechzte nach einer Geschichte, durch die sich die Sackgasse in eine Kreuzung verwandelte.

Der Lehrling servierte uns einen herrlichen Tee, auch das hatte es bei meinem geizigen Cousin Marcos nicht gegeben, und ich lauschte den Geschichten. Nach ein paar kurzen Anekdoten und Witzen hielt der Friseur inne, schaute zu uns herüber und fragte: »Habe ich euch eigentlich schon die seltsame Geschichte von dem Liebhaber erzählt, der seine Geliebte mit ihrem Ehemann erwischt hat?«

»Nein«, antworteten die wartenden Kunden im Chor.

»Hast du dich nicht versprochen? Du meinst wohl, der Ehemann hat seine Frau mit ihrem Liebhaber erwischt«, erkundigte sich laut lachend ein dürrer Tischler.

»Nein«, erwiderte der Friseur, »das ist ja das Kuriose an dieser Mordgeschichte.«

»Mord?«, wiederholten einige erstaunt. Dann aber trat eine gespannte Stille ein, wie sie sich jeder Lehrer, jeder Pfarrer wünschen würde.

Der Friseur nahm sich, wie ein geübter Regisseur, Zeit und grinste schweigend, aber vielsagend.

»Fang schon an!«, hörte ich einige rufen.

Und da erzählte er eine unglaubliche Geschichte, die ihm angeblich sein Freund und Kunde Kommissar Maluli anvertraut hatte. Ich kannte den alten Kommissar. Er war ein Volksheld, und trotzdem blieb er freundlich und bescheiden. Ein großer Mann, Mitte sechzig, mit grauen Schläfen und Adlernase. Er trug nie eine Waffe. Dieser Kommissar sei, wie der

Friseur immer beteuerte, selbst eine Waffe. Damals las ich viele Krimis, vor allem über Sherlock Holmes. So einer war auch Kommissar Maluli. Sogar einen perfekten Mord konnte er aufdecken, der als Selbstmord getarnt war, mit Abschiedsbrief der Ermordeten und wasserdichtem Alibi des Ehemannes. Aber das ist eine andere Geschichte.

Erst Jahrzehnte später fiel mir die Geschichte von dem Liebhaber wieder ein, der seine Geliebte mit dem Ehemann erwischt hatte. Ich habe sie dann innerhalb von drei Tagen aufgeschrieben. Leider kann ich in der schriftlichen Fassung die unnachahmliche mündliche Erzählkunst dieses Friseurs nicht wiedergeben, die von der Stimmung des Augenblicks, von seiner tiefen, warmen Stimme, von der Reaktion des Publikums und von seiner meisterlichen Art zu erzählen lebte. Sobald die Geschichte spannend wurde, machte er eine Pause und tat so, als wäre er mit dem Kopf seines Kunden beschäftigt. Er wartete, bis die Luft knisterte und die erwachsenen Männer ihn anflehten, doch bitte weiterzuerzählen.

* * *

Damaskus, 1962

Bei Kommissar Maluli klingelte das Telefon. In Zimmer 21 des *Hotels Balkis* im südöstlichen Midanviertel nahe der Straße zum Flughafen liege eine Leiche.

Die Spurensicherung war schnell vor Ort. Der Tote: ein Mann im feinen Anzug, dessen Etikett herausgerissen war. Kein Ausweis, keine Papiere, nur Blut, überall Blut …

Maluli fuhr langsam. Dennoch war er schneller dort, als ihm lieb sein konnte. Er war wenig motiviert, da das verrufene Etablissement sehr heruntergekommen war und nur mehr als Herberge für Prostituierte, Zuhälter und Dealer dritter Klasse

fungierte. Jedes Jahr produzierte diese Absteige mindestens drei Tote, in der Regel Selbstmord oder Tod durch eine beabsichtigte oder unbeabsichtigte Überdosis Heroin oder ein anderes Teufelszeug.

Vor allem im Treppenhaus stank es fürchterlich nach Fett, Urin und Erbrochenem. Schon manches Mal hatte Kommissar Maluli verlauten lassen, er würde lieber in der Hölle als in dieser Fäkalienburg ermitteln.

Lustlos kam er an, doch beim Anblick der Leiche wusste er sofort: Diesem Mord war eine außergewöhnliche Geschichte vorausgegangen. Er sah auf den ersten Blick: Hier war jemand von einem Profikiller oder mehreren Tätern regelrecht hingerichtet worden.

Im Bericht der Rechtsmediziner, der ein paar Tage später auf seinem Tisch lag, stand nicht viel mehr als das, was man auch mit bloßem Auge gesehen hatte. Das Opfer, etwa fünfundvierzig Jahre alt, war durch achtzehn Stiche ums Leben gekommen. Der Täter musste eine Person von kräftiger Statur sein. Manche Stiche waren so heftig ausgefallen, dass Knochen im Körper des Opfers gesplittert waren. Doch es gab da noch ein wichtiges Detail in dem Bericht, das Kommissar Maluli beinahe überlesen hätte: Neben dem Blut des Opfers hatte man am Tatort außerdem winzige Spuren vom Blut einer anderen Person gefunden.

Da sah der Kommissar eine Tür aufgehen.

Er ließ Blutproben von allen Mitarbeitern im Hotel überprüfen sowie von sämtlichen Prostituierten, Zuhältern und Dealern, die mit dem Hotel zu tun hatten, und ordnete eine forensische Serologie an. Die Analyse fiel negativ aus, und auch als er die Daten aus dem Verbrecherarchiv der Polizei hinzuzog, gab es keinen einzigen Hinweis auf eine Übereinstimmung.

Die Tür fiel wieder zu.

Nachdem man schließlich das Gesicht des Opfers einigermaßen präpariert und die große, verunstaltende Wunde auf der Wange geglättet hatte, gab die Mordkommission ein Foto und die Beschreibung der Kleider, die der Mann getragen hatte, frei. Beides wurde mehrmals im Fernsehen gezeigt und die Bevölkerung um Hilfe gebeten. Inzwischen waren bereits drei Wochen vergangen.

Plötzlich meldete sich die Witwe auf dem Polizeirevier. Sie kam in Begleitung zweier Nachbarinnen. Die Frau war eine Schönheit, ihre Blässe verlieh dem Gesicht etwas Sakrales. Sie sei schockiert, dass ihr Mann zum Zeitpunkt seines Todes noch in Damaskus gewesen sei. Er sei vor gut drei Wochen nach Kuwait geflogen, wo er eine große Möbelfirma besitze und leite. Die Nachbarinnen bestätigten die Aussage, sie seien beim Abschied dabei gewesen und hätten den Mann mit seinem Koffer in ein Taxi steigen sehen, das ihn zum Flughafen bringen sollte.

Beim Anblick der Leiche flüsterte die Frau kaum hörbar: »Er ist es.« Dann fiel sie in Ohnmacht.

Zwei Tage später besuchte Kommissar Maluli die Witwe. Sie hatte sich etwas erholt und sah in ihrem engen schwarzen Trauerkleid umwerfend schön und erotisch aus. Sie sprach offen mit ihm, erzählte, dass sie und ihr Mann eine ruhige Ehe geführt hätten, sie aber nicht in Kuwait leben wollte, wo sie niemanden kenne. Ihr Mann sei fast jeden Monat für mehrere Tage nach Damaskus gekommen.

»Kinder?«

»Leider keine. Es lag an mir«, sagte die Frau kaum hörbar.

Aha, dachte der Kommissar, *eine ruhige Ehe* hat sie gesagt. Das ist das Synonym für *eine langweilige Ehe*. Und keine gemeinsamen Kinder! Der Millionär hat bestimmt ein Doppel-

leben geführt. Und das hat bei einer Prostituierten oder durch das Eingreifen ihres Zuhälters in diesem schäbigen Hotel geendet. Ob die Überprüfung der Zuhälter präzise gewesen war? Die Tür vor seinem inneren Auge öffnete sich wieder, eine Lösung oder zumindest eine heiße Spur stand in Aussicht.

Doch die weiteren Ermittlungen ergaben eindeutig, dass der Ermordete zum ersten Mal in diesem Hotel gewesen war. Sein Name war auch bei den anderen einschlägigen Adressen der Stadt unbekannt.

Darüber hinaus brachten Malulis tüchtige Assistenten dem Kommissar zahlreiche Bestätigungen aus der Nachbarschaft, dass die wohlhabenden Eheleute höflich und taktvoll miteinander umgegangen waren.

Die Tür fiel krachend wieder ins Schloss.

Einen Monat später erreichten Maluli aus Kuwait weitere Informationen über den Toten. Der Mann sei sehr erfolgreich gewesen und habe vor einem halben Jahr, so sein Geschäftspartner, einen Anwalt beauftragt, die Scheidung von seiner Frau in die Wege zu leiten, da sie nachweislich keine Kinder bekommen konnte.

»Seine Frau hat ihn umgebracht. Bestimmt hat sie von dieser Konsultation Wind bekommen«, schlussfolgerte der junge Assistent in der nächsten Morgenbesprechung. Vier erfahrene Kommissare lachten ihn aus, sagten, er solle nicht so viele Krimis lesen. Maluli aber horchte auf, als der schmale kleine Mann unbeirrt fortfuhr: »Dann nehmen wir doch eine Blutprobe der Frau und untersuchen sie. Kann sein, dass ich mich irre, aber es ist genauso gut möglich, dass sie mit dem Mord zu tun hat.«

Der Kommissar ließ die Frau vorladen. Er fühlte so etwas wie Zuneigung zu ihr. Maluli war selbst einsam. Kaum hatte er sie darüber aufgeklärt, dass die Polizei keinerlei Verdacht

gegen sie hege und die Blutprobe reine Routine sei, brach die Frau in Tränen aus und gab alles zu. Die abgegebene Blutprobe war identisch mit den Blutspuren im Hotelzimmer.

Die Tür zerfiel zu Staub, und Malulis Augen waren geblendet vom Licht der glühenden Spuren. Er lobte den jungen Assistenten und bat ihn, den Fall vollends abzuwickeln und ihm eine Kopie des Abschlussberichtes zukommen zu lassen. Er selbst fühlte sich durch die Zuneigung zu der Frau befangen, aber das behielt er für sich.

Wie sich herausstellte, hatte die Frau ihren Mann nie geliebt. Ihre Eltern hatten sie zur Ehe mit dem wohlhabenden Cousin gezwungen. Sie konnte ihn nicht riechen, und deshalb war sie froh, dass er in Kuwait und sie in Damaskus lebte. Sie war sogar glücklich, dass sie ihm kein Kind schenken konnte, und führte ihre Kinderlosigkeit auf die Abneigung all ihrer inneren Organe gegen ihn zurück.

Dennoch war der Ehemann stets großzügig gewesen. Monatlich ließ er ihr tausend Dollar überweisen, und immer wieder brachte er ihr teuren Schmuck mit.

Vor ein paar Monaten aber hatte sich die Frau in einen schönen muskulösen Mann verliebt, den sie fern ihres Viertels in diesem heruntergekommenen Hotel traf. Sie wunderte sich anfänglich über die Umgebung, doch ihr Liebhaber, ein Bodybuilder, überzeugte sie, hier seien sie sicher vor den Augen der Neugierigen. Die Stunden mit dem attraktiven und äußerst charmanten Liebhaber waren für die Frau das Glück auf Erden. Als er ihr eines Tages von seinen finanziellen Schwierigkeiten berichtete, half sie ihm großzügig. Auf ihrem Konto hatte sich eine hübsche Summe angesammelt, da sie im eigenen Haus wohnte und jeden Monat einen ansehnlichen Betrag zur Seite legen konnte. Als das Konto nach einiger Zeit abgeräumt war, schenkte sie dem Geliebten Stück für Stück

ihren wertvollen Schmuck. Er wollte ihre Unterstützung zunächst nicht annehmen, zeigte sich aber am Ende doch dankbar.

Was sie nicht ahnte: Ihr Ehemann kontrollierte das Konto von Kuwait aus. Ein ehemaliger Schulkamerad von ihm war inzwischen Direktor der kleinen Bank. Per Telefon ließ sich der Ehemann monatlich den Kontostand mitteilen.

Bei seinem letzten Besuch hatte er sie dann nach dem Schmuck gefragt. Sie war verwirrt gewesen und hatte behauptet, sie wisse nicht, wo sie ihn zuletzt versteckt habe – bei den Nachbarn sei erst kürzlich eingebrochen worden.

Der Ehemann war sich nun sicher, dass seine Frau ihn betrog. Er verriet ihr nicht, dass er über das geplünderte Konto bereits Bescheid wusste. Er aß an diesem Abend kaum etwas und ließ seine Frau allein ins Bett gehen, was ihr nur recht war. Sie schlief sofort ein.

Eine Stunde später klingelte im Wohnzimmer das Telefon. Der Mann am anderen Ende der Leitung sprach leise und in vertraulichem Ton. »Hören Sie, ich bin ein Nachbar und pensionierter Detektiv. Vielleicht aus Langeweile oder auch aus Mitleid fing ich an, Ihre Frau zu beobachten. Sie hat einen Liebhaber, der sie ausnimmt. Meine Exfrau hat mir das Gleiche angetan. Daher fühle ich mich mit Ihnen verbunden. Sie gehen in die Fremde, um Geld zu verdienen, und Ihre Frau geht fremd und gibt Ihr Geld aus.«

»Wer sind Sie? Können wir uns treffen?«

»Wer ich bin, ist uninteressant. Aber statt nach Kuwait zu fliegen, sollten Sie sich ein Zimmer im *Hotel Barada* nehmen. Ich rufe Sie dort an, sobald Ihre Frau ihren Liebhaber das nächste Mal trifft. Das passiert bestimmt bald, nachdem Sie nach Kuwait aufgebrochen sind – sobald Ihre Frau sich sicher ist, dass Sie im Flugzeug sitzen.«

»Dann fliege ich morgen. Ich meine, ich tue so, als würde ich abreisen. Richtig?«

Der Detektiv bestärkte ihn darin.

Der Ehemann war weniger wütend als vielmehr völlig überrascht, dass seine Frau, die er immer für dümmlich und ängstlich gehalten hat, zu einem solchen Abenteuer fähig war. Er brauchte fast einen Liter Rotwein, um schlafen zu können.

Am nächsten Tag tat er so, als müsse er wegen geschäftlicher Termine vorzeitig nach Kuwait zurück. Er wollte nicht, dass seine Frau ihn zum Flughafen begleitete, das sei nicht nötig, sagte er. Dann stieg er in ein Taxi und ließ sich zum *Hotel Barada* bringen, wo er auf den Anruf des pensionierten Detektivs wartete. Und es dauerte nicht lange. Schon zwei Stunden später rief der Nachbar den Ehemann im Hotel an und teilte ihm mit, seine Frau sei gerade mit dem Taxi ins *Hotel Balkis* gefahren. Durch seine guten Beziehungen zur Rezeption habe er erfahren, dass sie wie immer im Zimmer 21 logiere. Der Ehemann eilte hinaus, stieg in ein Taxi und fuhr ebenfalls zum *Hotel Balkis*. Zehn Minuten später war er da. Er ging ins zweite Stockwerk hinauf und trat ein, ohne zu klopfen. Seine Frau erstarrte vor Angst.

Sie war sehr schick angezogen, fast aufreizend. Er beschimpfte sie als Hure und ließ sich in einen Sessel fallen. Sie setzte sich auf die Bettkante und wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie schwiegen.

Da geschah etwas, das weder geplant war noch erklärt werden kann. Der Mann sah seine Frau an und bemerkte, wie schön und sexy sie war. In den umliegenden Zimmern ging es mit gespielten oder echten Orgasmen hoch her. Plötzlich bekam er eine unbändige Lust auf sie. Sie hingegen wurde in diesem Moment von Mitleid erfasst. Zum ersten Mal spürte sie

so etwas wie ein warmes, positives Gefühl für diesen Mann, der genau wie sie Opfer der Sippe und der Verhältnisse war, der ihr regelmäßig so viel Geld schickte und nicht einmal misstrauisch geworden war, als sie ihm eine dämliche Ausrede für das Verschwinden ihres Schmuckes aufgetischt hatte. So war sie mehr als willig, als er zu ihr kam, sie küsste und schließlich wild mit ihr schlief. Zuerst genoss sie seine Leidenschaft, aber von Sekunde zu Sekunde wuchs ihr Unbehagen. Als er kurz vor dem Orgasmus war, rief er, sie sei ab heute nicht mehr seine Frau, sondern seine Hure, und er werde ab sofort für jedes Liebesspiel bezahlen. Da begann sie vor Schreck zu schreien, was seine Lust nur noch erhöhte. Er brüllte wie ein Stier und schlug auf sie ein.

Plötzlich ging die Tür auf. Der Liebhaber war vollkommen schockiert, als er seine Geliebte unter ihrem Mann im Bett sah, den er von Fotos kannte. Der Ehemann ließ sofort von seiner heulenden Frau ab und beschimpfte den Liebhaber als charakterlosen Callboy. Seiner Ehefrau teilte er wutentbrannt mit, er werde sich umgehend scheiden lassen, das Haus in Damaskus verkaufen und für immer in Kuwait bleiben. Sie solle sich von ihrem Callboy ernähren lassen. Oder künftig mit ihrem Körper ihr Geld verdienen, schließlich sei sie jung und schön. Mit diesen Worten warf er ihr einen Hundert-Lira-Schein hin. »Damit bin ich dein erster Freier«, sagte er verächtlich.

Er stand auf und wollte gehen. Die Frau sah ihren Ruin vor sich – und die Schmach, sich vor ihrer Familie verantworten zu müssen.

»Lass ihn nicht gehen«, rief sie ihrem Liebhaber flehend zu. Dieser versetzte dem Ehemann einen solchen Schlag, dass er in den Sessel zurückfiel. Er sprang aber sofort wieder auf, um mit dem Liebhaber und seiner Frau zu kämpfen.

»Du hast mich all die Jahre gequält, und nun willst du mich ruinieren«, rief sie immer wieder und schlug auf ihn ein.

Der Ehemann reagierte mit einem sehr schmerzhaften Tritt in den Schritt des Liebhabers. »Du Hurensohn«, brüllte er. Der Beleidigte wurde wild vor Wut, zückte ein großes Klappmesser, stach unzählige Male auf den Mann ein … und verletzte dabei, weil die Frau immer noch zuschlug, auch sie am rechten Arm.

Als der Liebhaber wieder zu sich gekommen war, wusch er sich, nahm alle Papiere, das Flugticket und das Portemonnaie des toten Ehemannes an sich, riss das Etikett aus dem Anzug des Opfers und verließ zusammen mit seiner schluchzenden Geliebten das Hotel durch den Hinterausgang.

Das alles kam nach und nach ans Tageslicht, als der Assistent die Witwe verhörte. Schließlich gab sie auch den Namen des Täters preis, und eine Stunde später saß er Maluli gegenüber. Er entlastete seine Geliebte und nahm die ganze Schuld auf sich.

Viele Mordfälle enden an diesem Punkt. Nicht so dieser.

Eine Anfrage der Polizei aus Kuwait ließ Kommissar Maluli erneut aufhorchen. Die Lebensgefährtin des Ermordeten, eine zwanzigjährige Russin, mache sich Sorgen, weil der Mann von seinem Besuch in Syrien nicht zurückgekommen sei. Maluli schickte den jungen Assistenten nach Kuwait – mit einem Empfehlungsschreiben an seinen Kollegen Hamad Bin al Masstul, den er auf einer Tagung der arabischen Kriminalisten kennengelernt hatte. Eine Woche später kehrte der Assistent mit haarsträubenden Informationen zurück.

Der Ehemann habe seit geraumer Zeit mit der Russin zusammengelebt und ihr versprochen, sie zu heiraten, sobald er einen Anlass finde, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, ohne seine Sippe zu verärgern. Da sie inzwischen schwanger

war, galt es zu handeln. Aber der syrische Möbelmillionär zauderte. Sie telefonierte lange mit ihrem Bruder, der als russischer Experte im Damaszener Geheimdienst tätig war, und der kam auf die teuflische Idee, einen schönen, aber charakterlosen Gelegenheitszuhälter auf die attraktive Frau anzusetzen. Er dürfe sie ausnehmen, wie es ihm gefalle, und bekäme dazu monatlich tausend Dollar auf die Hand.

Der angebliche Bodybuilder hatte das Herz der frustrierten, allein gelassenen Ehefrau mit Leichtigkeit erobert. Schnell war sie im Netz des Verführers gefangen. Die Anweisung seines Auftraggebers, sie auszuplündern, führte er nur zu gerne aus und lebte auf ihre Kosten in Saus und Braus. Doch mit der Zeit verliebte sich der Gigolo in die arglose, zärtliche und schöne Frau. Er belog seinen Auftraggeber und versteckte den Schmuck, den sie ihm schenkte. Er wollte ihn seiner Geliebten in der Hochzeitsnacht zurückgeben. Sie aber zögerte vor einer Scheidung, weil sie fürchtete, mit dem Liebhaber in Armut leben zu müssen.

Die Russin in Kuwait bemerkte zufrieden, wie das Misstrauen ihres Lebenspartners wuchs, als er beobachtete, dass sich das Konto seiner Frau leerte. Sie nährte sein Misstrauen gegen die Gattin, und mit der Hand auf ihrem Bauch bat sie ihn um eine baldige Entscheidung.

Der teuflische Plan sah vor, den Ehemann durch einen anonymen Anruf aus der Nachbarschaft über ein Treffen seiner Frau mit ihrem Liebhaber in dem Billighotel zu informieren, damit er sie auf frischer Tat ertappte und sich endlich scheiden ließe.

Der Todesengel wollte es aber, dass der Liebhaber, unzuverlässig, wie er war, sich mit einem neuen Auftraggeber verplauderte und zu spät zum vereinbarten Termin mit seiner Geliebten kam.

So betrat er das Zimmer genau in dem Augenblick, als der Ehemann im Rausch des Orgasmus auf seine Frau einschlug und sie demütigte.

Da verlor der Liebhaber die Kontrolle.

Der Mörder gab zu, dass die Geschichte so abgelaufen war, wie die Ermittlungen der Kriminalpolizei es nahelegten, doch ob sein Auftraggeber ein Russe gewesen sei, könne er nicht mit absoluter Sicherheit bestätigen, da er seine Stimme nur vom Telefon kenne. Das versprochene Monatshonorar habe er immer in seinem Briefkasten vorgefunden. Aber er legte Wert auf die Feststellung, dass er auch deshalb so wild auf den Ehemann eingestochen habe, weil er sich selber dafür hasste, das Werkzeug eines Teufels gewesen zu sein, der diese liebende Frau zerstören wollte.

»Im Grunde stach ich dabei auch auf meinen Auftraggeber ein, den ich nie zu Gesicht bekommen habe«, sagte er später vor dem Richter.

Den Anwälten des Opfers aber gelang es trickreich, die Witwe als Mittäterin hinzustellen. Der Mörder wurde zu lebenslanger und die Witwe zu acht Jahren Haft verurteilt. Damit verlor sie auch jedwedes Anrecht auf das Erbe.

Spätestens an dieser Stelle wären neunundneunzig Prozent aller Mordfälle beendet, nicht aber dieser. Die Russin war im siebten Monat schwanger, stand nun mit vollem Bauch und leeren Händen da und musste zusehen, wie der Bruder ihres Lebensgefährten das Geschäft auflöste und das gesamte Geld an sich riss. Er war nun der alleinige Erbe des ermordeten Möbelmillionärs. Manche munkelten hinter vorgehaltener Hand, dass in Wahrheit der ganze Plan seinem teuflischen Hirn entstammte. Er hatte hohe Spielschulden und musste schnell handeln, bevor der reiche Bruder sich von seiner ersten Frau scheiden ließ, die Russin heiratete und ihr und sei-

nem Kind alles vererbte. Hatte er die Fäden gezogen und sowohl den mitleidigen Nachbarn als auch den zweiten Auftraggeber gespielt, der den Lover am rechtzeitigen Eintreffen hinderte? Die Polizei konnte mit einem anonymen Brief dieses Inhalts nichts anfangen, da es keine Indizien oder Beweise gab, um den Fall neu aufzurollen. Die Wahrheit blieb ein Geheimnis mit mindestens sieben Siegeln.